

Laudatio auf Ulrich Rüdenauer zum Anna-Haag-Preis am 2. Dezember 2025

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde der Literatur,
liebe Astrid Braun und Nikolai Köppel,
vor allem: lieber Ulrich Rüdenauer,

zuallererst gratuliere ich Dir noch einmal ganz herzlich zum Anna-Haag-Preis
und kann nur wiederholen, wie sehr mich die Nachricht gefreut hat, und für wie
verdient ich diese Auszeichnung für Deinen Debütroman halte.

Es ist ziemlich genau ein Jahr her, dass Ulrich Rüdenauer seine erste Lesung aus
dem Roman *Abseits* in Stuttgart hatte, im Literaturhaus in einer »Landgang«
genannten Veranstaltung, nicht weil hier Seeleute für einige Stunden von Bord
gehen durften, sondern weil die fünf auftretenden Schriftstellerinnen und
Schriftsteller sogenannte »Landeskinder« waren.

Wie viele weitere BesucherInnen habe ich mir das Buch sofort gekauft und
gleich gelesen: angerührt und begeistert von diesem literarischen Debüt –
wiewohl ich Ulrich Rüdenauer ja seit langem als sprachsensiblen, so
gründlichen wie empathischen Literaturkritiker kannte. Dazu später mehr.

In Vorbereitung für heute Abend habe ich den Roman wiedergelesen und war
gleichermaßen beeindruckt – wobei die zweite Lektüre natürlich immer einen
stärkeren Blick auf die Machart erlaubt, auf die Sprache, auf Motive, auf Bilder.
Wenn man weiß, wie es ausgeht, lässt sich die raffinierte Dramaturgie um die
Auflösung des Lebensrätsels wahrnehmen: Wann erstmals der Name des Jungen
– ausgerechnet Richard – genannt wird, wann und in welchem Zusammenhang
der Begriff »Bastard« fällt, die feinen Unterschiede zwischen einem »wem
gehörst du?« und »zu wem gehörst du?«, zwischen »falschen Geschwistern«
und »Fast-Geschwistern«.

Schon der Beginn des Romans, das erste Wort: »Bang«.

Der erste Satz: »Bang saß er in der Bank und blickte hinauf zum Kreuz.«

Lesend sitzt man – mir jedenfalls ging es so –, lesend sitzt man wie der fast neunjährige Junge, empfindet das Kreuz als unheimlich, versteht nicht, »was der Pfarrer redete, obwohl die Stimme dröhnend war und im Kirchenschiff eindrucksvoll hallte. Nichts von dem, was gesagt wurde, konnte er begreifen.

Einzelne Worte, ja. Aber keinen Sinn. Dass es auf den Sinn nicht ankam, sondern auf das Dröhnen und den Widerhall, das ahnte er womöglich.«

Wir sind mittendrin im Geschehen: in der Zeit – dem Jahr 1954 –, in ländlicher Umgebung, einem Dorf im Hohenlohischen, eine gute Fußstunde Wegs von Bad Mergentheim entfernt. Das Leben spielt sich hauptsächlich zwischen dem Bauernhof, der Schule und der Kirche ab. Der Bauer ist der Onkel des Waisenkindes Richard, also der Bruder der verschwundenen Mutter. Von ihr wird nicht gesprochen, auch nicht von einem Vater.

Es ist eine aus heutiger Sicht archaische Welt: Der Alltag dreht sich um die Arbeit, auch für die Kinder, selten gibt es eine kleine Auszeit zum Spielen / Fußballspielen. Unfälle passieren nicht mit Motorrädern oder Autos im Straßenverkehr, sondern im Stall durch einen aggressiven Stier oder ein durchgehendes Pferd.

Über den Protagonisten Richard, dem wir fast so nah kommen, als würde er selbst berichten, heißt es:

»Seine Leute scherten sich nicht um ihn.« –

»Man redete mit ihm wie mit einem Knecht.« –

»Der Hof, den er nicht Zuhause nannte, [wo er sich] angekettet wie ein Hofhund [fühlte]«. –

»Die Frage, wer er denn sei, jagt ihm richtiggehend Angst ein.« –

»Er war lästig, wusste um sein Lästigsein.« –

»Das Essen muss verdient werden.« –

»Auf dem Hof erwartet ihn niemand und doch würde er mit Wut über sein langes Ausbleiben erwartet werden.«

Dies geschieht etwa, wenn er manchmal mit seinem Schulbuch, seiner Lesefibel, über die Wiese, die Anhöhe hinauf über die Kuppe läuft, unter einem Apfelbaum sitzt, liest, träumt, einschläft.

Durch das Lesen können sich ihm außer den Welten im Kopf auch neue im Buch erschließen, aus den bisher einzelnen, unverständlichen Worten Sinn-Zusammenhänge entstehen.

Die Handlung, die sich über eine ungenannte Zeit, einige Monate sind es wohl, hinzieht, erfahren wir durch einen Ich-Erzähler, der von dem Schicksal Richards viel später hört, als dieser ein alter Mann ist, und der dessen Geschichte aufschreibt, mitfühlend, aber zugleich darüber reflektierend, »ob er vielleicht ungerecht urteilt wegen der Ferne vieler Jahrzehnte«, vielleicht parteilich schreibt, übertreibt, erdichtet, Leerstellen füllt.

Doch gerade durch die Distanz eines fremden Blicks vermag der Erzähler eine Nähe herzustellen, die uns in die Ängste, die inneren Zweifel des Jungen, sein immerwährendes Gefühl des Ungenügens (!) hineinzieht. Die kindliche Wahrnehmung, das Empfinden – es fror ihn zum Beispiel immer – kommt uns Lesern nah wie selten.

Ich weiß nicht, ob heute aufwachsende Kinder solche Situationen kennen, wenn einem nach dem heiligen Spektakel der Sonntagsmesse die Hostie unter der Zunge kleben bleibt, was nicht nur ekelhaft, sondern eine Todsünde ist.

Wenn man heimlich nach etwas sucht, ohne zu wissen, nach was, und dann getrieben von Neugier und voller Angst, erwischt zu werden, auf dem Schrank im Schlafzimmer eine Schachtel mit Fotos und Zeitungsartikeln entdeckt. Oder einen an den Onkel adressierten Brief im Abfall, den man unbedingt haben muss. Zwar wurde er von der Tante weggeworfen, trotzdem ist das Öffnen und Lesen streng verboten.

Was sicher jeder von uns kennt: Wie ein Traum nach dem Aufwachen ein strahlendes Licht über den Tag werfen kann oder ein anderer traurige Düsternis; wenn das Lob des Lehrers beglückt, aber auch ein bisschen misstrauisch macht. Es ist bewundernswert, mit welcher Raffinesse Ulrich Rüdenauer diese ambivalenten Gefühle und Stimmungen des Jungen in Worte fasst, manche mit einer winzigen, kaum wahrnehmbaren ironischen Distanz.

Ich denke, dass viele einen vertrauten Menschen haben wie Richard seinen Großvater, der ihm die Naturerscheinungen, Flora und Fauna erklärt, ihm Trost und Bestätigung gibt, ihm Mut macht – auch wenn er vielleicht nicht einmal wirklich existiert. Sich seine Worte zu denken, seine Stimme zu hören, reicht manches Mal schon als ein Halt.

Ulrich Rüdenauer hat mir gesagt, er würde heute Abend nicht aus dem Buch lesen, weshalb ich mir erlaube, noch zwei oder drei kurze Passagen zu zitieren. Die erste hängt mit dem Umschlag des Buches zusammen.

Einmal blickte Richard auf das Bild, das über der Kommode hing und dass er zum ersten Mal aufmerksam ansieht. »Die Mutter Gottes trug ein wogendes Kleid in einem durchdringenden Rot, einem Rot von reifen Kirschen und dunklen, samtig-mehligen Pflaumen, einem weichen Rot von Rosenblättern, und doch war es eine Farbe, die er noch nie gesehen zu haben glaubte. [...] Das Rot und die Falten des Kleides, die ganz echt wirkten, als könnte man in das Bild hineinfassen, als könnte er das Gesicht in dem Rock verbergen. Als ließe sich in die Falten hineinweinen, und keiner würde die Tränen entdecken.«

Aus der weiteren Beschreibung – und bei Betrachtung des Covers wissen wir: Es handelt sich um eine Reproduktion der *Stuppacher Madonna* von Matthias Grünewald – wenn auch auf dem Buch ein winziger und scheinbar nebensächlicher Ausschnitt gezeigt ist, gewissermaßen ein Abseits des Gemäldes!

Ein anderes Abseits schafft der Name Lena, der Name der Mutter:

»Wie ein Zauberwort hatte sich der Name Lena in Richard entfaltet. Es schien ihm damit möglich, eine Tür zu sich selbst aufzuschließen. Nur wenn er den Namen vor sich hin sagte und die Tür aufsprang, befand sich dahinter ein leerer Raum. Keiner wie er ihn jemals gesehen hatte. Denn in jedem Raum, der er jemals betreten hatte, und sei es noch der kargste, war immer irgendetwas. [...] Aber einen Raum, in dem nichts war. Kein Licht, kein Kerzlein, das um sich herum einen kleinen Kreis erleuchtet hätte. Auch kein Stuhl. Kein Tisch. Das hatte er noch nie gesehen. Und genau das war es, was er sah, wenn er die Tür aufschloss, durch die ihn der Name Lena führte. Er wunderte sich, solche Gedanken zu haben. Sich also eine Leere vorstellen zu können, die alles Nichts überbot. Noch nie hatte er in der äußeren Welt überhaupt ein Nichts gesehen. Aber in ihm war es da, weit und unbeschreiblich. [...] Er fürchtete sich davor, dass sich irgendwann das, was er empfand, diese Leere, die vom Namen Lena kam, nicht mehr trennen ließe von der Welt da draußen, dem Hof, den falschen Geschwistern, Onkel und Tante, dem Stall, den Tieren im Stall, den Wiesen und Obstbäumen, unter denen er saß, und ob er sich dann überhaupt noch wahrnehmen würde als sich oder ob er nicht einfach in diesem Nichts ebenfalls verschwinden würde.«

Das ist mehr als Unbehaglichkeit, es ist eine existentielle Not, die man kaum benennen kann, sich schier nicht vorstellen mag – als sei er sich und der Welt abhandengekommen.

»Sometimes I feel like a motherless child« – einige Zeilen des Spirituals hat Ulrich Rüdenauer als Motto dem Roman vorangesetzt.

Außerdem ein Zitat von Robert Walser: »Ich mache meinen Gang; / der führt ein Stückchen weit / und heim; dann ohne Klang / und Wort bin ich beiseit.« Ohne Klang und Wort... Es wird wenig gesprochen in diesem Buch, viel geschwiegen, auch verschwiegen.

Es gibt ein paar Randfiguren, die Nachbarin Jolanda, die dem Jungen bei Begegnungen wie in geheimem Verständnis zuzwinkert, es gibt den Herrn Adler mit seinem Werkzeugladen – für Richard eine Schatzkammer –, und dem undurchsichtigen, liebenswürdigen Adam, den ein Geschehen um den Verstand gebracht haben soll. Man wundert sich eigentlich, dass nicht mehr Menschen angesichts der Nazi-Grausamkeiten den Verstand verloren haben ...

Für mich besitzt dieser schmale Roman mit seinen nur 188 Seiten gerade wegen des nicht Erzählten, der unsere Phantasie anregenden Leerstellen, etwas Überzeitliches und Überörtliches, damit eine Allgemeingültigkeit. Auch weil uns die Atmosphäre der Nachkriegszeit samt dem provinziellen Mief umfängt und dem Nichtwissen-Wollen über die Verbrechen der vergangenen Jahrzehnte.

Die meisten (jedenfalls männlichen) Leser assoziieren mit dem Begriff Abseits natürlich Fußball. Und Fußball spielt eine kleine, aber wichtige Rolle als gewissermaßen Freiraum außerhalb der üblichen gesellschaftlichen Zwänge (mehr noch als die Kirchweih): Alle Männer und Jungs des Dorfes schauen im Gasthof bzw. hören draußen vor den Fenstern – abseits! – das erstmals im Fernsehen übertragene Halbfinalspiel zwischen der deutschen und der österreichischen Mannschaft während der Fußball-Weltmeisterschaft und später dann das Turnier im Finale mit dem Sieg über die ungarische Mannschaft: das Wunder von Bern.

Und Richard findet zwar am Ende keine Mutter, in deren Rock er sein Gesicht bergen kann, aber ihm begegnet, als er (aus Angst, von einem fremden Paar abgeholt zu werden) in die Stadt geflohen ist, im Schlosspark einer der Fußballer aus der deutschen Mannschaft, die sich zur Kur in M. aufhalten. Und dieser Charly schenkt dem Jungen seinen warmen Mantel (er friert, wie gesagt immer) und den tröstenden Satz, dass das Gute geschehen und einem auch das Glück begegnen könne.

Wie kommt man zu einem solchen Plot, gab es einen Keim für den Roman? wollte ich von Ulrich Rüdenauer wissen.

Eine gewisse Konstellation gründet wohl in der Biografie seines Vaters und dessen Überlebensmechanismen als Neunjähriger im Jahr 1954; sein Tod 2022 bildete dann den Impuls zum Beenden des Romans. Dazwischen lagen Gespräche mit Zeitzeugen, die Suche nach dem richtigen Ton. Dass allerdings Fußballer der deutschen WM-Elf in Bad Mergentheim zur Kur weilten, war tatsächlich ein Zufallsfund.

Mit dem Berenberg-Verlag hatte Ulrich Rüdenauer 2024 für sein Debüt großes Glück, allerdings hat Verleger Berenberg jetzt im Herbst vor der Buchmesse das Ende für den kommenden März verkündet. Doch der Roman wurde viel und immer lobend besprochen und liegt mittlerweile in der 3. Auflage vor, damit gab es die Chance, die Taschenbuchrechte an Wagenbach zu verkaufen. Keine schlechte Adresse.

Der vom Förderkreis der SchriftstellerInnen in Baden-Württemberg jährlich verliehene Anna-Haag-Preis, so heißt es in der Satzung, fördert Autorinnen und Autoren, die am Beginn ihrer literarischen Laufbahn stehen.

Bei einem 1971 geborenen Autor stellt sich natürlich die Frage: Und was war vor diesem Debüt?

2004 hatte Ulrich Rüdenauer bereits ein Stipendium des Förderkreises bekommen, für ein anderes, nicht vollendetes Buch, und er habe seither immer geschrieben, manches an entlegener Stelle veröffentlicht, will heißen Literarisches. Vor allem arbeitet Ulrich Rüdenauer – nach seinem Studium (Würzburg, Heidelberg, Frankfurt), nach begonnener Promotion und einem Volontariat bei einer Provinzzeitung – seit 1997 als freier Journalist und außerdem in Bad Mergentheim als Veranstalter und Herausgeber.

Über die Nicht-Preiswürdigkeit von journalistischem Schreiben, selbst von Essays, Porträts und Reportagen, habe ich vor zwanzig Jahren über Angelika Overath gesprochen, in der alten Stadtbücherei anlässlich des damals noch nach Thaddäus Troll genannten Preises, mit dem sie ebenfalls für ihren Debüt-Roman (*Nahe Tage*) ausgezeichnet wurde.

Ganz gewiss hätte Ulrich Rüdenauer auch als Literaturkritiker, als Essayist fürs Radio – also als Journalist – einen Preis verdient.

(Von diesen gibt es allerdings nur zwei, den Alfred-Kerr-Preis und den Jörg-Henle-Preis im Vergleich zu vielen hundert Auszeichnungen und Stipendien für Lyrik, Romane, Theaterstücke).

Man kann nur schätzen, wie viele Buchbesprechungen, Themenartikel und Autorenporträts in annähernd dreißig Jahren von ihm verfasst wurden für die großen deutschen Tageszeitungen, das Radio, für Literaturkritik.de – im *Literaturblatt für Baden-Württemberg* waren es zwischen 2013 und 2019 59 Beiträge, also in jeder Ausgabe mindestens ein Beitrag.

(Seit das Literaturblatt auf dem Portal der WLB für die Zeit von 2007 bis zum Ende 2019 online steht ist, lassen die sich alle finden und nachlesen.)

Keineswegs möchte ich die Genres gegeneinander ausspielen, im Gegenteil: Für mich hängen das journalistische und das literarische – nennen wir es: fiktionales – Schreiben untrennbar zusammen.

Beides bedarf für die gebotene Qualität der Genauigkeit der Beobachtung, der Präzision der Wortwahl, der originellen Zugangs, ohne Schwafeln oder modischen Firlefanz.

Dieser Tage gab es zum 50-jährigen Bestehen der SWR-Bestenliste in Stuttgart eine Podiumsdiskussion, bei der es um das Verhältnis zwischen AutorInnen und KritikerInnen ging. Man wünscht sich auf beiden Seiten einen fairen und professionellen Umgang, und mehr Breitenwirkung, mehr Bekanntheit vielleicht durch Touren ...

In der Veranstaltungsreihe von Ulrich Rüdenauer, die er 2005 als »Literatur im Schloss« begründete und über ein Vierteljahrhundert, jetzt als »Literatur allerorten« kuratiert – war die Bestenliste mit Jurorinnen und Juroren (zu denen er jahrelang selbst gehörte) tatsächlich schon mehrmals zu Gast. Und natürlich zahlreiche Schriftstellerinnen und Schriftsteller, von denen er dann einige zuvor oder danach für Titelgeschichten porträtierte, zum Beispiel fürs *Literaturblatt* Marcel Beyer, Judith Schalansky oder Ingo Schulze.

2010, da kannten wir uns noch nicht, hatte ich im *Literaturblatt* als Ankündigung formuliert: »Ein Programm, das sich sehen lassen kann!« Wenn wir zusammen in Jurys saßen, hat er immer ungewöhnliche Entdeckungen mitgebracht, ich erinnere mich an Reinhard Kaiser-Mühlecker oder Monika Zeiner, die damals in der Szene noch nicht wahrgenommen wurden; beide sind inzwischen hochgeschätzt.

Kurzum – und damit komme ich zum Schluss – was Ulrich Rüdenauer auch macht, übrigens vielfach im Team: Es ist gut.

Nun wünsche ich Dir, lieber Ulrich, viele Leserinnen und Leser für Deinen Debütroman *Abseits*, Ideen und Energie für alle Vorhaben, seien es die folgenden Bücher oder die Baden-Württembergischen Literaturtage, die ihr im nächsten Jahr in Bad-Mergentheim organisiert, aber auch Muße und Zeit für Literaturkritiken, denn die möchten wir keinesfalls nicht missen! Nein, mehr: wir benötigen substantielle Literaturkritik und müssen vielleicht noch neue Foren dafür schaffen.

Jetzt freuen wir uns erstmal auf weitere Musik und auf Deinen Vortrag!
Vielen Dank für die Aufmerksamkeit.